

Einleitung

Die Zukunft kommt, doch schreit' ich fort zu ihr.
Sie ist nicht mein, und doch ist sie in mir.
Ich greif' nach ihr, doch sie, was ich auch tu',
Entzieht sich mir – darum: Was kommt mir zu?

Man könnte meinen, wie wir selbst, so hätten auch alle vergangenen Generationen eine Zukunft vor sich gehabt, auf die sie hinlebten: Mögen sie sich bei ihren konkreten Erwartungen auch häufig getäuscht haben, so erwarteten sie doch immer irgend etwas. Doch tatsächlich ist die Zukunft als Zeitraum der Geschichte erst spät entdeckt worden. Zwar gab es schon immer zukünftige Ereignisse, die die Menschen erwarteten, aber nicht immer gab es die Vorstellung von einer homogenen, allmählich verfließenden Zeit, in der sich solche Ereignisse vorausschauend ansiedeln ließen. Und bei genauerer Analyse der mittelalterlichen Quellen ist oft sogar zweifelhaft, ob es sich vor Beginn der Neuzeit tatsächlich schon um »zukünftige« Ereignisse im modernen Sinne des Wortes »zukünftig« handelte. Das klingt rätselhaft und ist es auch. Denn die Formen, in denen sich die Menschen das zurechtlegen, was wir heute als »zukünftig« bezeichnen, sind zu verschiedenen Zeiten verschieden gewesen. Sie sind auch heute noch für uns zu verworren, als daß wir sie leicht verstehen könnten. Denn bislang hat sich die historische Forschung noch kaum mit diesem Thema beschäftigt.¹

Jedenfalls ist die Vorstellung von der Zukunft als einem einheitlichen geschichtlichen Zeitraum, gemessen am Alter der uns bekannten Geschichte der Menschheit, noch relativ jung. Sie bildete sich erst im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts in Westeuropa und hängt eng mit dem neuzeitlichen Konzept der Geschichte zusammen, welches die Geschichte erstmals als einen zusammenhängenden Prozeß der Menschheitsentwicklung entworfen hat. Gleichzeitig mit ihm ist sie auch entstanden – allerdings von den Zeitge-

nossen weitgehend unbemerkt: Denn es gibt niemanden, der das Konzept der Zukunft erfunden oder entdeckt hätte. Zu selbstverständlich sind den Menschen zu allen Zeiten ihre Zeitvorstellungen gewesen, als daß sie deren Wandel bewußt registriert oder gar konzipiert hätten.

Seitdem die Zukunft allerdings einmal entdeckt worden ist, hat sie auch eine Geschichte. Bei deren Rekonstruktion geht es im folgenden nicht allein um die Fülle konkreter Zukunftsvorstellungen, die zu verschiedenen Zeiten, bei verschiedenen Menschen und hinsichtlich verschiedener Gegenstände bestanden haben. Zwar wird auch von ihnen zu berichten sein. Aber sie vollständig zu sammeln und in eine geschichtliche Ordnung zu bringen, gäbe einen schier unendlichen Stoff. Vielmehr geht es hier in erster Linie um das historische Konzept der Zukunft selbst, um die ideelle Form, in der die Zukunft zu verschiedenen Zeiten entworfen wurde, sowie um den Wandel dieses geschichtlichen Zeitbegriffs.

Die historische Beschreibung des Wandels dieses Konzepts basiert deshalb von vornherein auf einer Hypothese, die durch die Darstellung erhärtet werden soll: der Annahme nämlich, daß die Fähigkeit, sich selbst in eine Zukunft hinein zu entwerfen, keine anthropologische Konstante, keine Vorgegebenheit menschlicher Existenz schlechthin ist, sondern eine historisch spezifische Denkform. Wir wissen zwar nicht, wie lange diese Form noch bestehen wird, aber wir können erkennen, wie und wann sie entstanden ist.

Auch dabei werden wir uns in dieser knappen Darstellung auf wenig beschränken müssen: Fast unberührt bleibt zum Beispiel die Vielzahl der Konzepte, mit denen sich vormoderne Gesellschaften ihre je eigene Vorstellung von zukünftigen Dingen gebildet haben. Manche Sprachen wie etwa das Deutsche verfügten im Mittelalter noch nicht einmal über die Zeitform des Futur. Nur um die Neuartigkeit des neuzeitlichen Zukunftskonzepts anzudeuten, werden deshalb in den ersten Kapiteln, mehr fragend als beschreibend, die Zukunftsvorstellungen mittelalterlicher Gesellschaften kurz in den Blick treten. Doch auch im Blick auf die letzten drei Jahrhunderte kommt es dieser Studie nur darauf an, anhand einer Reihe prominenter und gesellschaftspolitisch einflußreicher Zukunftsentwürfe einige bemerkenswerte Züge herauszuarbeiten, die

den Wandel des neuzeitlichen Zukunftskonzepts bis heute bestimmen:

Dabei wird sich erstens herausstellen, daß die gesellschaftliche Beschäftigung mit der Zukunft nicht zu allen Zeiten mit gleicher Intensität betrieben wurde. Es gab Zeiten verstärkten Interesses für das, was die Zukunft an neuen Zuständen, Ereignissen und Erfahrungen im guten wie im bösen Sinne bringen würde, und Zeiten, in denen man der Zukunft gegenüber gleichgültiger war, ja sogar solche, in denen eine ausgesprochene Abneigung gegen ihre Voraussage vorherrschte. Und es ist sonderbar zu beobachten, wie sich solche Zeiten in rhythmischen Konjunkturen von fast gleicher Länge in den letzten beiden Jahrhunderten abgelöst haben. Deshalb gliedert sich die folgende Darstellung in drei größere Epochenabschnitte von jeweils etwa 60 Jahren oder zwei Generationen, denen jeweils ein ein- und ein ausleitender Teil voran beziehungsweise nachgestellt ist.

Zweitens wird sich zeigen, daß die Zukunft als gesellschaftlicher Erwartungszeitraum im Laufe der Zeit sowohl Phasen der Erweiterung als auch solche der Verengung durchlaufen hat: Das heißt, bald schien sich die Zukunft den Zeitgenossen extrem zu verkürzen, der Zeitablauf zu beschleunigen, bis hin zur Erwartung einer nahen kosmischen, religiösen oder sozialen Katastrophe, bald aber auch enorm zu erweitern. Die zeitliche »Tiefe« dieses geschichtlichen Erwartungszeitraums – bei der Vergangenheit würden wir von deren »Alter« sprechen – variierte dabei immer spezifisch zum Gegenstand, auf dessen Wandel sich die Erwartung richtete. Sie fällt auch heute noch gewöhnlich größer aus, wenn wir gesellschaftliche Institutionen im Vergleich zur Lebenserwartung des einzelnen betrachten, noch größer hinsichtlich des Wandels menschlicher Kulturen, von Flora, Fauna und der Gestalt unserer Erde überhaupt oder schließlich gar hinsichtlich der Zukunft des Weltalls insgesamt.

All diese gegenstandsspezifischen Erwartungszeiträume haben sich jedoch im Laufe der Zeit selbst verändert. Der Zeithorizont des naturwissenschaftlichen Weltbilds etwa war, wie später noch im einzelnen zu zeigen sein wird, bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts in einer fast kontinuierlichen Expansion begriffen, er scheint

seit einiger Zeit jedoch eher zu stagnieren. Dies gilt auch für viele gesellschaftliche Veränderungsprozesse, die in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts noch in Zeiträumen von Jahrhunderten oder gar Jahrtausenden entworfen wurden, während heute oft schon der Zeitraum des kommenden Jahrhunderts kaum noch überschaubar erscheint. Der Erwartungszeitraum einer Gesellschaft erstreckt sich also je nach dessen Gegenstand in eine unterschiedliche Tiefe, doch die verschiedenen Erwartungszeiträume stehen dabei auch in zeittypischen Zusammenhängen miteinander.

Drittens schließlich ist nicht zu übersehen, daß die Erforschung der Zukunft im Laufe vor allem der letzten 150 Jahre immer komplexer, und das heißt sowohl sachlich detaillierter als auch methodisch aufwendiger, geworden ist. Das bedeutet nicht, daß wir heute tatsächlich mehr über die Zukunft wissen als früher. Denn die Menge existierender Prognosen nimmt zwar ständig zu, aber es wandeln sich – auch abgesehen von deren nach wie vor ungewisser Richtigkeit – mit den prognostizierten Zuständen und Ereignissen auch die Parameter unserer Prognosen, das heißt die ihnen zugrundeliegenden Daten, Fragestellungen und Werturteile, und bewerten damit wieder den größten Teil derselben.

Gleichwohl gilt vermutlich, daß die Fülle des vermeintlichen Zukunftswissens heute in den modernen Gesellschaften ungleich größer ist als zu irgendeinem früheren Zeitpunkt in irgendeiner Gesellschaft und daß politische Entscheidungsprozesse deshalb heute unter einem unvergleichlich höheren Druck stehen, sich diesem Wissen gegenüber zu behaupten. Dadurch gewinnt das Problem zunehmend an Bedeutung, wie sich moderne Gesellschaften gegenüber solchen »Sachzwängen« den nötigen Handlungsspielraum für freie Entscheidungen verschaffen können, ohne sie irrational zu gestalten.

In dieser Situation ist es nützlich, daran zu erinnern, daß der Begriff der »Zukunft« schon immer doppeldeutig gewesen ist, indem er zwei äußerst heterogene, ja geradezu widersprüchliche Vorstellungen miteinander verknüpft: einerseits die Vorstellung, daß sich die Dinge, die wir erwarten, aus der Geschichte und Gegenwart ableiten lassen, andererseits die gerade umgekehrte Vorstellung, daß diese, wie schon das Wort selbst sagt, auf uns »zukommen«. Seit

ihrer Entdeckung ist die Zukunft deshalb sowohl prophetisch von einem vorausgesetzten Ende der Geschichte her als auch prognostisch von der Vergangenheit und Gegenwart aus entworfen worden.

Immer wieder haben utopische und apokalyptische Zukunftsentwürfe die rationale Erforschung der Zukunft nicht nur durchkreuzt, sondern auch sinnvoll korrigiert. Dabei handelt es sich nicht um einen Überhang archaischer Denkstrukturen, wie man in vermeintlich »aufgeklärter« Perspektive auf die Welt meinen könnte, sondern um ein Erbe der Aufklärung selbst. Bilder vom guten und schlechten Leben, wie sie Ernst Bloch im »Prinzip Hoffnung« (1959) nachgezeichnet hat, scheinen auch heute noch unerlässlich, damit die prognostizierte Zukunft für uns auch künftig akzeptabel bleibt. Beides, Prognose und Prophetie, gehörte nicht nur von Anfang an zum Konzept der »Zukunft«, sondern beide sind in ihm auch zu einer unauflösbaren Einheit verschmolzen.